

Antrittsrede des Direktors.

Mit dem Gefühl innigster Dankbarkeit habe ich die freundlichen Worte gehört, die mir soeben von dem Vertreter des Kgl. Provinzial-Schulkollegiums und von dem Vertreter des Lehrerkollegiums ausgesprochen sind. Erhebend und ermutigend haben sie mich berührt. Und so hat mir auch der Gesang der Schüler, der mich begrüßt hat, das Herz erfreut. Ein freundliches „Gott grüße dich“ ist das erste, was mir meine Duisburger Schüler entgegenbringen. Ich nehme es als ein gutes Vorzeichen!

Mein erstes Wort muß ein Wort des Dankes sein, vor allem Ihnen gegenüber, hochverehrter Herr Provinzialschulrat, denn Ihnen verdanke ich es in erster Linie, daß ich hier stehen darf. Sie haben mir ein Vertrauen bewiesen, das weit über mein Verdienst hinausgeht. Mein Dank soll darin bestehen, daß ich mich ernstlich bemühe, dieses großen Vertrauens nicht ganz unwürdig zu sein und immer mehr würdig zu werden.

Ich habe dieses Amt nicht gesucht und nicht gewünscht. Aber ich glaubte in dem Ruf, der ohne mein Zutun an mich erging, eine Fügung Gottes erkennen zu müssen, ich glaubte mich der schweren Aufgabe, zu der dieser Ruf mich bestimmte, nicht versagen zu dürfen. Ich glaubte und vertraue noch heute, daß die Kraft Gottes, die in dem Schwachen, dem seiner Schwachheit sich Bewußten, mächtig ist, auch mich nicht verlassen wird und nicht versäumen. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt, meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Danken aber muß ich auch Ihnen allen, die Sie gekommen sind, um meine Einführung in mein Amt feierlich zu gestalten. Dem Vertreter der städtischen Verwaltung und dem Vertreter des Verwaltungsrats danke ich für ihr Erscheinen. Schmerzlich vermisse ich meinen verehrten Vorgänger im Amte, Herrn Direktor Schneider. Er hatte die Absicht, zu kommen, ist aber durch eine Erkältung verhindert. 27 Jahre hat er diese Anstalt geleitet, und in seinem letzten Programm hat er es ausgesprochen, daß er sich für immer mit ihr verwachsen fühlt. Möge es an ihm sich erfüllen, was einst ein Lehrer dieser Schule, — Hülsmann war es — einem scheidenden Direktor, dem späteren Schulrat Landfermann, schrieb: „Ihre Anwesenheit wirkt unter uns nach; gut, daß Sie hier waren!“

Ich danke auch Ihnen, den Herren Direktoren der anderen höheren Schulen unserer Stadt. Sie haben am heutigen Tage, da Ihre Zeit und Kraft für Ihre eigenen Schulen in höchstem Grade in Anspruch genommen ist, durch Ihr Kommen bekundet, daß ein enger Zusammenhang besteht zwischen unseren höheren Schulen, daß wir in innigem Einvernehmen und gegenseitiger Förderung unsere Arbeit an der Jugend tun wollen.

Endlich danke ich Ihnen, den Eltern unserer Schüler und den anderen Freunden unserer Schule, daß Sie die Bedeutung des Tages erkennen und dazu beitragen wollen, dem Mann, der heute hier als ein Fremder eintritt, den schweren Anfang zu erleichtern und die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches zu fördern, daß er sich recht bald hier heimisch fühlen dürfe.

Denn wahrlich, es ist kein Leichtes, wenn ich in einer Stadt, wo ich bisher ganz unbekannt bin, einen so bedeutsamen und verantwortungsvollen Posten einnehmen soll. Ich frage mich: Woher nehme ich den Mut, als ein Unbekannter mit solchem Anspruch in Ihre Mitte zu treten?

Ich bin Ihnen unbekannt, aber ich glaube die paulinische Paradoxie anwenden und sagen zu dürfen: mir erscheinen meine neuen Mitbürger als die Unbekannten zwar, aber doch bekannt. Ich glaube gemeinsame Güter und bedeutsame Berührungspunkte zu entdecken, die uns von vornherein verbinden.

Das erste, worauf ich bauen kann, ist die Gemeinschaft, in der wir alle als Deutsche miteinander stehen: die gemeinsame Liebe zum Vaterland, die gemeinsame Freude an unserem

herrlichen Deutschen Reich, die gemeinsame Dankbarkeit für die Fülle reichsten Segens, die uns aus unserem Volkstum erwächst, aus seiner Sprache und Literatur, aus seiner Eigenart und Sitte, und schließlich der gemeinsame Dienst, den jeder an seiner Stelle dem Vaterlande leistet. Denn heimatsberechtiget sind wir und fühlen wir uns im ganzen lieben deutschen Vaterland. Überwunden sind die Zeiten, wo der Partikularismus, die altgermanische Untugend der Vereinzelung und Absonderung, jeden Zusammenhang sprengte, und oft Feindschaft, immer aber Mißtrauen die verschiedenen Stämme und Glieder unseres Volkes auseinander hielt. Hier in Duisburg, im Clevischen Lande, und in seinen anderen Gebieten hat einst der große Kurfürst begonnen, die weit auseinanderliegenden und auseinanderstrebenden Teile zum Gemeinschaftsleben und zu staatlicher Gesinnung zu erziehen. Und was der große Kurfürst vor 250 Jahren begonnen, der große Reichskanzler hat es vollendet, und nicht den geringsten Segen unserer nationalen Einigung sehe ich darin, daß wir einen Ankömmling aus anderen Gegenden des deutschen Vaterlandes nicht von vornherein als Eindringling betrachten.

Aber wenn wir uns auch als Deutsche, mehr als zuvor, zusammengehörig fühlen, so suchen wir doch gerne bei Begegnungen mit bisher Unbekannten auch noch besondere Berührungspunkte, und ich darf hoffen, daß es auch daran zwischen uns nicht fehlen wird. Meine Wiege hat am Elbstrom gestanden in der Welthandelsstadt Hamburg, und mit Stolz und Freude gedenke ich meiner Vaterstadt und ihrer Geschichte, auch ihrer großen Männer. Eines der größten 100-jähriger Geburtstag ist vorgestern weit und breit im deutschen Lande gefeiert worden. Es ist Johann Hinrich Wichern, den ich als Knabe noch gesehen und gehört habe: die erste bedeutende Persönlichkeit, die einen unvergänglichen Eindruck auf mich gemacht hat.

Auch Duisburg war einst eine freie Reichsstadt, wie Hamburg, und mit Hamburg im Hansabunde vereint, und jetzt ist es durch seine großartigen Hafenanlagen jener Elbstadt ähnlicher, als jede andere Stadt am Rhein. Wie Hamburg der größte Seehafen, so ist Duisburg der größte Binnenhafen Deutschlands, und das rührige Treiben, das ich hier in dieser mächtig aufstrebenden Stadt vor Augen habe, erneuert in mir die Bilder, die mir von meiner Kindheit her vertraut sind.

Aber Sie fragen: Wie ist der Reichsstädter zum Preußen geworden, was hat ihn von der Elbe zum Rhein geführt? — Das ist die Universität unserer Provinz gewesen, die alma mater Bonnensis. Der Jüngling, der vor 36 Jahren an den Rhein zog, er wurzelte dort fest, Bonn wurde ihm eine zweite Heimat. Und als die Zeit kam, daß ich die Universität, meine hochverehrten Lehrer und den trauten Freundeskreis verlassen mußte, da stand es mir fest: der Platz für meine künftige Berufstätigkeit dürfte nicht zu weit von Bonn entfernt sein. Und immer bin ich seitdem mit Bonn in enger Verbindung geblieben und habe mir dort immer wieder wissenschaftliche Anregung und neuen Mut für meine Berufsarbeit holen dürfen. Ja, oft habe ich meine Elberfelder Primaner mitgenommen, sie nach Bonn geführt, um ihnen eine Ergänzung zum griechischen Unterricht in der Anschauung griechischer Kunstwerke in dem dortigen Kunstmuseum zu geben.

Auch Duisburg ist nicht weit von Bonn, und hier besteht ja noch eine andere Beziehung zu Bonn, die noch wichtiger ist, als die örtliche Nähe. War doch Duisburg die rheinische Universität, bis Bonn an seine Stelle trat, und es wäre durchaus in der Ordnung, wenn die jetzige Universität den Namen Bonn-Duisburg trüge, so wie wir ja von Halle Wittenberg reden.

Zu diesen allgemeinen Beziehungen zu Duisburg, die ich für mich in Anspruch nehme, kommen aber nun noch persönliche hinzu. Der Name Duisburg ist für mich seit langer Zeit mit der Erinnerung an zwei Männer verbunden, die hier am Gymnasium gewirkt haben. Ich habe sie zwar nie gesehen, aber es ist mir, als hätte ich sie im Leben gekannt. Denn sie sind mir mächtige Förderer und Wohltäter geworden in meinem inneren Leben und in meiner Berufsarbeit. Ich nannte sie schon vorher: Landfermann und Hülsmann. Besonders Hülsmanns Namen kann ich an dieser Stätte nur mit innerer Bewegung und

tiefster Dankbarkeit aussprechen. Die Nachwirkung dieser Männer kann in unserer Stadt, in unserer Schule nicht erloschen sein, und in ihrem Sinn möcht' ich mein Amt führen.

Doch genug von diesen gewiß nicht bedeutungslosen, aber doch mehr zufälligen Beziehungen. Sie wollen Wichtigeres von mir hören. Sie wünschen zu erfahren, wie ich meine Aufgabe auffasse, was Sie von mir erwarten können. Da ist nun freilich eine ausreichende Antwort unmöglich. Ich muß Sie auf die Zukunft verweisen, auf die tägliche Arbeit. Wenn irgendwo, so ist im Schulleben, in der Erziehungsarbeit, die Praxis alles, die Theorie wenig.

So muß ich mich mit Andeutungen begnügen und Selbstverständliches beiseite lassen.

Zuerst und vor allem bekenne ich mich als begeisterten Anhänger gymnasialer Bildung. Ich bin davon durchdrungen, daß die Welt des klassischen Altertums keine abgetane, tote Welt ist. Sie lebt in uns allen fort, mögen wir es wissen und fühlen, oder nicht. Wer gymnasiale Bildung gewonnen hat, der erkennt diesen Zusammenhang, wird sich seiner Bedeutung durch eigene Beobachtung bewußt und fühlt sich als lebendiges Glied in der großen Entwicklung der Menschheit. Die alte griechisch-römische Kulturwelt lebt in uns fort, wie der Jüngling im Manne fortlebt. Gern schaut der Mann zurück in seine Jugendzeit und erkennt dort die Wurzeln seiner Kraft. So fließt für uns moderne Menschen aus der Welt des Altertums ein unversiegliger Quell der Erinnerung, der Verjüngung. Es ist so: das Alte, nie Veraltende, bleibt ewig jugendfrisch und wirkt verjüngend.

Auf die Erkenntnis des geschichtlichen Zusammenhanges also muß es uns ankommen, und wir fördern die geschichtliche Bildung nicht nur im eigentlichen Geschichtsunterricht, sondern besonders auch in den Sprachstunden.

Deshalb beginnt gleich in der Sexta der Unterricht in der lateinischen Grammatik, und die grammatischen Übungen setzen sich fort bis auf die oberste Stufe des Gymnasiums. Grammatik! Das ist nun ein Wort des Schauderns oder der vornehmen Ablehnung für viele. Für mich gehört's zu den klangvollsten und begeisterndsten Worten, die ich kenne. Denn was bedeutet es? Die Grammatik, die *γραμματική τέχνη*, ist die Kunst, die *γράμματα*, die Buchstaben, zu deuten, das in ihnen Verborgene an das Licht zu bringen und es mit Sicherheit zu erkennen. Wer die Grammatik gründlich betrieben hat, der beobachtet genau, er läßt sich kein X für ein U machen. Sie lehrt uns lesen, das rechte Lesen, eine Kunst, die jeder zu verstehen glaubt und doch nur wenige wirklich beherrschen. Goethe sagte einst: „Die guten Leutchen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe kostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziel wäre.“ Anschaulich bezeichnet die griechische Sprache das Lesen als ein *ἀναγινώσκειν*, als ein „Wiedererkennen“: was in die toten Zeichen hineingelegt ist, wird wieder lebendig, der Buchstabe, der aus dem Geist entsprungen ist, wieder in Geist verwandelt. So überwinden wir den Gegensatz von Buchstabe und Geist: der Buchstabe wird uns zum Zauberstab, und zwischen den Blättern winken uns goldene Früchte wahren, geistigen Lebens: *inter folia fructus!*

So ist die Grammatik ein Schlüssel, der uns die größten Schätze der Menschheit erschließt, uns den Zugang zu den Geistern der Vorzeit eröffnet. Mit ihrer Hilfe können wir von ihnen lernen und sie zu Freunden gewinnen.

Aber nicht nur durch die Früchte, die sie erzeugt, ist die Grammatik unschätzbar. Auch sie selbst belohnt unmittelbar ihre Jünger, sie klärt und stärkt und belebt den Geist. Nur Unverstand oder Mißbrauch kann das verkennen oder vereiteln. Hat doch der große Julius Cäsar in seinen Mußestunden zwischen seinen weltgeschichtlichen Taten zu seiner Erholung grammatische Studien betrieben und Bücher über grammatische Fragen geschrieben!

Also an dieser Grundlage gymnasialer Erziehung halten wir fest. Aber wir sind weit davon entfernt, unsere gymnasiale Bildung als die allein gültige betrachten zu wollen. Das Phantom einer Einheitsschule für alle höhere Bildung ist verscheucht. Wir suchen das Heil nicht in Gleichmacherei, sondern in Individualisierung. Eines schiekt sich nicht für alle, die Anlagen sind verschieden, verschieden sind die Betätigungen des Lebens. Daher ist

jetzt freie Bahn eröffnet für verschiedene Bildungswege. Und ich persönlich gehöre zu denen, die sich herzlich freuten, als die Gleichberechtigung der verschiedenen höheren Schulen ausgesprochen wurde. Wie sollte es auch anders sein? Verdanke ich doch selbst meine erste Bildung einer lateinlosen Realschule, und ich habe mit gutem Grund ihr stets Dankbarkeit und Pietät bewahrt.

Auch ist es nicht zu verwundern, daß die Realanstalten heutigen Tages einer großen Beliebtheit sich erfreuen. Denn sie führen auf geraderem Wege zur praktischen Betätigung hin. Wir im Gymnasium machen den Umweg durch die Welt des Altertums. Aber dieser Umweg bietet uns ganz besondere Schönheiten und reichen Gewinn für Geist und Gemüt, und wir preisen diejenigen glücklich, die ihn mit uns gehen dürfen. Auch fürchten wir nicht, daß diese sich einst untauglich erweisen für die Aufgaben des Lebens. Nur eins freilich ist nötig. Wer mit uns wandern will, muß Zeit haben. Unruhige Hast verträgt unser Bildungsgang nicht. Und deshalb können wir nicht jeden einladen, uns zu begleiten. Die Zahl der Gymnasien wird geringer werden und die Zahl der Gymnasiasten. Aber der Einfluß der alten Sprachen und der alten Klassiker wird nicht geringer werden. Das wäre ein verhängnisvoller Rückschritt in unserem Kulturleben. Wenn eine größere Zahl der jungen Männer zu früh dem praktischen Leben zugeführt wird, um für jenen Umweg Zeit zu haben, so wird ihre Zahl in willkommener Weise ergänzt durch das weibliche Geschlecht, welches in die Lücke tritt und schon jetzt begonnen hat, in stiller Vertiefung die Verbindung mit der Welt des Altertums und mit seinen Idealen festzuhalten.

Übrigens ist dafür gesorgt, daß der Unterschied zwischen der sogenannten realen und der gymnasiale Bildung nicht zu groß werde. Ich glaube, es ist an der Zeit, den öden und unfruchtbaren Streit endgültig beizulegen und die Stichworte Realismus und Idealismus, die schon so viel Unheil angerichtet haben, auf dem Gebiet der Erziehung in ihre Schranken zu verweisen. Ist wohl eine rechte Realanstalt denkbar, die nicht den Idealismus pflegte und aus ihm Kraft schöpfte für ihre Arbeit? Und könnte eine gymnasiale Anstalt eines gesunden Realismus entbehren? Schon sehen wir die Realanstalten in der Auswahl des Lehrstoffes und in der Ausbildung ihrer Methode geschäftig, die idealen Elemente in ihrem Lehrplan zu verstärken. Gerade in den letzten Jahren sind z. B. eine ganze Anzahl griechischer Lesebücher in deutscher Sprache für höhere Schulen ohne griechischen Unterricht entstanden. An der Herstellung des einen habe ich mich zu meiner Freude durch Beisteuerung von Platoübersetzungen beteiligen dürfen.

Und auch wir im Gymnasium bleiben nicht zurück. Wir bedenken, daß das heutige Leben seine unabweisbaren Forderungen stellt.

Zunächst und vor allem liegt uns die Pflege der Muttersprache am Herzen, und wir vergessen nicht, daß jede Unterrichtsstunde in jedem Fach zugleich eine deutsche Stunde sein muß. Und ebenso unabweislich ist eine gründliche Einführung in unsere klassische Nationalliteratur. Auch die modernen Sprachen verlangen ihr Recht, auch zum Erlernen des Englischen müssen wir Gelegenheit bieten.

Ferner müssen unsere Schüler lernen, mit offenen Augen die Naturerscheinungen anzuschauen, sie müssen lernen, wie der Menscheng Geist die Naturkräfte in seinen Dienst gezwungen hat.

Als ein Hauptfach neben den alten Sprachen und dem Deutschen betreiben wir die Mathematik. Sie soll als eine geistige Gymnastik jene grammatisch-logischen und psychologischen Übungen ergänzen. Plato schrieb über den Eingang seiner Akademie die Worte: *μηδεις ἀγεωμέτρητος εἰσίτω* „Niemand soll hier eintreten, der nicht Mathematik gelernt hat“. Von unserem Gymnasium soll es heißen: *μηδεις ἀγεωμέτρητος ἐξίτω*: „Es soll keiner unser Gymnasium verlassen, ohne eine gründliche Schulung in den Elementen der Mathematik gewonnen zu haben.“

Vor allem aber möge stets das Ideal des uneigennütigen Arbeitens als höchstes Ziel unserer Erziehung gelten! Bekämpfen wollen wir den materiellen Sinn, der bei jedem Tun nach dem Lohn fragt. Treue Pflichterfüllung soll für jeden Schüler von Anfang seiner

Laufbahn an zu einer lieben Gewohnheit werden, ohne die er sich nicht ruhig und zufrieden fühlen kann. Und der heranwachsende Schüler soll Ideale gewinnen, denen er mit Begeisterung dient und nachjagt. Das Wort des Aristoteles soll bei uns gelten: *πανταχοῦ ζητεῖν τὸ χρήσιμον ἥκιστα πρέπει τοῖς ἐλευθέροις καὶ μεγαλοφύχοις*: „Überall nur auf den praktischen Nutzen zu sehen, ziemt sich durchaus nicht für freie, hochherzige Männer!“

Doch genug von diesen Andeutungen.

Sie, hochgeehrte Eltern unserer Schüler, haben uns Ihren kostbarsten Besitz anvertraut. Helfen Sie uns, daß wir unsere Aufgabe erfüllen können. Haben Sie Vertrauen zu uns und pflanzen Sie dies Vertrauen auch Ihren Söhnen ein.

Ich wende mich zu Ihnen, meine verehrten Amtsgenossen. Wir sind miteinander verbunden durch die gemeinsame Arbeit an denselben Schülern, verbunden in dem schönsten Beruf, den es geben kann, in der Jugend die Keime des Guten zu pflegen und im Verkehr mit der Jugend bis ins höhere Alter die Jugendlichkeit zu bewahren. Schon habe ich aus kurzen Begegnungen die feste Zuversicht gewonnen, daß unser Zusammenwirken harmonisch sich gestalten wird, und Ihre freundlichen Worte, lieber und verehrter Herr Kollege Averdunk, haben es mir bestätigt. In unserer täglichen Arbeit wird das schöne, alte Wort uns zur Richtschnur dienen: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!“ „Im Notwendigen Einheit, im nicht Notwendigen Freiheit und in allem die Liebe!“ Und auch hier gilt's: die Liebe ist die größte unter ihnen! —

Und zuletzt wende ich mich an Euch, meine lieben Schüler. Um Euretwillen bin ich hierher gekommen. Es ist mir bitter schwer geworden, meinen bisherigen Wirkungskreis zu verlassen. Im Geiste sehe ich meine Elberfelder Schüler vor mir, die mich ungern scheiden sahen. Wenn ich in der Aula zu ihnen redete, blickten mich manche mit treuen Augen an. Mit ihnen bestand bereits ein Verhältnis des Vertrauens und der Neigung, das über die Schulzeit hinaus zu dauern versprach. Aber es waren nur einzelne, denn nur ein Teil der Schüler waren meine Schüler. Ihr sollt nun alle die meinen sein, und ich hoffe, daß Ihr mir alle mit Vertrauen entgegenkommt. Vertrauen kann nur entstehen und bestehen, wenn Wahrheit und Offenheit zugrunde liegt. Ich gelobe Euch in dieser feierlichen Stunde: ich werde Euch stets die Wahrheit, die ganze Wahrheit, sagen, auch wenn es mir schwer wird und ich Euch wehe tun muß. Tut Ihr desgleichen. Setzet Euren Stolz darin, Euch zu geben, wie Ihr seid, und allen falschen Schein zu verabscheuen. Weder in Euren Arbeiten noch in Euren Worten dürft Ihr einen Versuch der Täuschung Euch gestatten. Das ist die Art eines echten deutschen Jünglings.

Echte deutsche Knaben und Jünglinge wollt Ihr doch alle sein. Ich habe Vertrauen zur deutschen Jugend. Ich habe auch Vertrauen zu Euch.

Möchte ich Euch allen ein wenig helfen können, auf guten Wegen zu wandeln. Das walte Gott!

Rede bei der Entlassung der Abiturienten.

Meine lieben Abiturienten, Sie sind die letzten Abiturienten, die aus diesem Gebäude entlassen werden, die letzten einer langen Reihe, und bei diesem Rückblick auf 80 Jahre darf ich mit Freuden sagen, wenn ich auf Ihre stattliche Schar hinschaue: Ende gut, alles gut! Und wie Sie die letzten aus dem alten Hause sind, so sind Sie die ersten, die Ihr neuer Direktor entläßt, und gern möchte ich auch im Ausblick auf die Zukunft sagen dürfen: Anfang gut, alles gut! Das ist nun freilich kein gebräuchliches Sprüchwort, wie jenes andere. Aber, recht verstanden, liegt gewiß gleich viel Wahrheit in beiden.